

Zeitschrift: Pestalozziblätter
Herausgeber: Kommission des Pestalozzistübchens der Schweizerischen
Permanenten Schulausstellung
Band: 8 (1887)
Heft: 2

Artikel: Uhland und Pestalozzi
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-917669>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 06.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Aber das war nicht, was ich wollte; ich erwartete eine neue auf tausenderlei Art verzierte Stube, fand aber vollends die alte, wie sie vor zehn Jahren schon war; alles, alles war genau noch wie damals und lag genau noch wo damals, selbst das Kind mitten in der Stube, das in der Wiege schlief, schien dem zu gleichen, das vor zehn Jahren da lag; und auch die Frau war beinahe nichts geändert; ich sagte zu dieser, ich hätte in einem so neuen Haus auch eine neue Stube erwartet, sie sah mich steif an und erwiderte: Wo fehlt's dieser? — Ich war betroffen, — sie sah's, lächelte und sagte weiter: diese alte Stube hat uns unser neues Haus gebauen, darum bleibt sie stehen, und mein Mann und ich glauben halt, wer das Alte wegwerfe, komme zu nichts Neuem. Ich hatte jetzt vollends genug, wollte weiters, frug den Schuhknecht um die Ürte (Rechnung), er lachte zur Antwort, die Frau aber sagte: Für Fussgänger, die reisen, machen wir sonst nie keine Ürte, wenn's aber der Herr zörnen wollte, so wärs ein halber Kreuzer, — ich lachte auch wieder, gab dem Knecht, was ich wollte, ging dann weiters, und erst im Weggehen sah ich den schön gemalten Stiefel oben am Schornstein des Hauses am Dach, womit ich meine Mähre anfang.

Uhland und Pestalozzi.

Am 26. April 1887 werden hundert Jahre seit Ludwig Uhlands Geburt verflossen sein. Vielleicht erscheint da ein Versuch nicht ganz unwillkommen, seiner in diesen Blättern zu gedenken. Doch wird die Zusammenstellung gerade mit Pestalozzi einigermassen unerwartet, vielleicht sogar befremdend erscheinen.

Um Missverständnisse zu vermeiden, bemerken wir von vorneherein, dass uns von einer persönlichen Begegnung oder von einem nachweisbaren Einfluss des einen auf den andern nichts bekannt ist; im Gegenteil: der hervorragendste Gönner Pestalozzis in Württemberg, der Minister Wangenheim, ist Uhlands politischer Gegner, von diesem nicht ohne Bitterkeit indirekt in seinen Gedichten bekämpft.

Was aber die Individualität Uhlands und Pestalozzis betrifft, so lässt sich schwer ein durchgreifenderer Gegensatz denken. Dort der Dichter von klassischer Formvollendung, der unentwegte Vertreter seiner patriotischen Ideale in den parlamentarischen Kämpfen seines engern und weitem Vaterlandes, der Freund stiller, sprachgelehrter Studien, nie aus den Kreisen des geordneten bürgerlichen Lebens heraustretend, fast ängstlich seinen Dichterruhm fliehend und die innere Weihe seines Gemütes in prosaischer Einsilbigkeit seines Auftretens den Unberufenen verschleiern — hier der Mann, der noch mit grauen Haaren wie ein Kind fühlt und harmlos liebt, dessen Phantasie dem Augenblick der Gegenwart lebt und in dessen Schriftstellerei dicht neben Stellen bezaubernder Schönheit die Form so oft schwerfällig den Gedanken eher verhüllt als klar stellt.

Und doch! Es gibt Züge, rein menschliche Züge, die bei Pestalozzi an Uhland wie an keinen andern erinnern, und umgekehrt. Einiger dieser Züge sei heute zur Feier des 26. April 1887 gedacht.

Wie fühlen sich beide in Anschauung des Kindeslebens über die Nöten ihrer eignen Verhältnisse herausgehoben! „Ich bin nicht zum Schriftsteller gebildet,“ schreibt P. an Iselin, „mir ist wohl, wenn ich ein Kind auf meinen Armen halte, oder ein Mensch, woher er kommt, mit Gefühl für Menschlichkeit vor mir steht“ — und ungefähr aus den gleichen Lebensjahren Uhlands stammt dessen kleines Gedicht „Auf ein Kind“¹⁾ (1814):

Aus der Bedrängnis, die mich wild umkettet,
Hab' ich zu dir mich, süßes Kind, gerettet,
Damit ich Herz und Augen weide,
An deiner Engelfreude,
An dieser Unschuld, dieser Morgenhelle,
An dieser ungetrübten Gottesquelle.

Wer Pestalozzis sozialen Grundgedanken irgendwie nachgegangen, weiss, wie tiefgreifend bei ihm die Überzeugung wurzelt, dass alle Frömmigkeit eine Frömmigkeit des Lebens und der Tat, dass alle Sittlichkeit sich ankettet an die Bildung zur bürgerlichen Besonnenheit und Kraft, und dass ihm „der Weg zum Himmel die Erfüllung der Pflichten der Erde“ ist; aufs schärfste verurteilt er die Traum- und Maulfrömmigkeit, die der Pfarrer „Flieginhimmel“ pflanzt. Uhland aber singt:

Ich bitt' euch, teure Sänger,
Die ihr so geistlich singt,
Führt diesen Ton nicht länger,
So fromm er euch gelingt!
Will Einer merken lassen,
Dass er mit Gott es hält,
So muss er keck erfassen
Die arge böse Welt

und auch dem Pfarrer Ernst in Bonnal könnte ganz gut gelten, allerdings ohne die Eigentümlichkeit desselben zu erschöpfen, was Uhland „auf den Tod eines Landgeistlichen“²⁾ gedichtet:

Bleibt abgeschiedenen Geistern die Gewalt,
Zu kehren nach dem ird'schen Aufenthalt,
So kehrest du nicht in der Mondennacht,
Wenn nur die Sehnsucht und die Schwermut wacht.
Nein, wenn ein Sommermorgen niedersteigt,
Wo sich im weiten Blau kein Wölkchen zeigt,

¹⁾ Das älteste Töchterchen Justinus Kerner's.

²⁾ Es ist der im Mai 1813 gestorbene Pfarrer Hoser in Schmiden bei Kannstatt, Uhlands mütterlicher Oheim, der auch in der „Überfahrt“ als der „Freund, der vatergleiche“ auftritt.

Wo hoch und golden sich die Ernte hebt,
Mit roten, blauen Blumen hell durchwebt,
Dann wandelst du wie einst durch das Gefild
Und grüssest jeden Schnitter freundlich mild.

Dieser Realismus, dem alle „Maulbraucherei“ ein Greuel, und zu dem Pestalozzi durch seine Erfahrungen auf dem Neuhof, Uhland durch seine ungebrochene Natürlichkeit gelangt ist, hat nun auch die merkwürdige Übereinstimmung in der politischen Auffassung zur Folge, mit der beide Männer die Entwicklung ihrer Zeit, insbesondere die Anfänge der Restaurationszeit, beurteilt haben.

Pestalozzi, der gelegentlich recht gerne auch seine patriotische Stimme in politischen Angelegenheiten erhob, hat in den Jahren 1814 und 1815 eine grössere diesbezügliche Schrift geschrieben: „An die Unschuld, den Ernst und den Edelmuth meines Zeitalters und meines Vaterlandes. Ein Wort der Zeit.“

In weitschweifiger, für uns kaum mehr geniessbarer Weise, lässt sich in derselben Pestalozzi vernehmen. Es ist ihm darum zu tun, vor den Regierungskünsten zu warnen, welche das Volk gern wieder rechtlos machen würden, wie vor 1798, welche eine Regierungshoheit in Anspruch nehmen, deren Grundton so scharf von Uhlands Wort gekennzeichnet wird:

Ein Baum, der nicht im groben
Volksboden sich genährt,
Nein, einer der nach oben
Sogar die Wurzeln kehrt

oder welche in der abgeschliffenen Halbheit des „Moderantismus“ (wir würden jetzt sagen „der Bürokratie“) die höchste Staatsweisheit sieht, — und dem gegenüber die Pflege wahrer Veredlung des Volks durch Anerkennung seines Rechts und durch verbesserte Volkserziehung zu empfehlen.

In den nämlichen Jahren hat Uhland sein machtvolles Dichterwort in dem Verfassungskampfe, der sich zwischen König Friedrich I. und der öffentlichen Meinung erhob, erschallen lassen. Kurfürst Friedrich hatte nämlich am 30. Dezember 1805, als er den Königstitel annahm, aus autokratischer Machtvollkommenheit die altwürttembergische Verfassung aufgehoben und auch nach seinem Rücktritt zur deutschen Politik gemeint, ohne Rücksicht auf die frühern Rechtsverhältnisse von sich aus eine neue Verfassung geben zu können (1815). Aber ihm trat mit solcher Macht die Forderung entgegen, dass es sich bei Erlass einer Konstitution nur um Abschluss eines rechtlichen Vertrages, nicht um eine einseitige Gnade handeln könne, dass selbst sein starrer Sinn den Widerspruch nicht zu besiegen vermochte, und dass sein Nachfolger Wilhelm, der 1816 zur Regierung gelangte, erst mit seinem zweiten Verfassungsentwurf, der prinzipiell nachgab, durchdrang 1819. Schon in seinen Rhapsodien über „Eberhard den

Greiner“ hat Uhland gegen diese Autokratie des Trones warnend die Hand erhoben:

In Fährden und in Nöten zeigt erst das Volk sich lächelt,
Drum soll man nie zertreten sein gutes, altes Recht!

In den „vaterländischen Gedichten“, die 1817 zusammengedruckt wurden, führte er den Streit mit voller Wucht, nicht minder in der Ständeversammlung, und so sehr stand er im Mittelpunkt dieses Kampfes, dass die Versöhnung zwischen König Wilhelm und seinem Volke am 29. Oktober 1819 durch die Aufführung von Uhlands „Herzog Ernst“ mit einem von ihm gedichteten Prolog auf dem Hof- und Nationaltheater in Stuttgart gefeiert ward.

Wenn Pestalozzi in naturfrischer Derbheit von dem „Verscharren des Rechts in der Mistgrube der Gnade“ redet, so ist „das gute alte Recht“ der Angelpunkt, um den sich Uhlands politische Dichtung bewegt:

Du Land des Kornes und Weines,
Du segensreich Geschlecht,
Was fehlt dir? All' und Eines:
Das gute alte Recht.

Dem Gedankengang der Regierenden, den Pestalozzi mit den Worten darstellt: „*Wir* lassen uns nichts vorschreiben; *wir* sind niemand auf Erden über das, was wir tun, Rechenschaft schuldig, alles, was *wir* dem Volke tun, ist eine blosse Gnade, *wir* können Alles, was das Volk sein Recht heisst, zurückziehen, wenn *wir* nur wollen,“ hat Uhland seinen „*Nachruf*“ gewidmet:

Noch ist kein Fürst so hoch gefürstet,
So auserwählt kein ird'scher Mann,
Dass wenn die Welt nach Freiheit dürstet,
Er sie mit Freiheit tränken kann,
Dass er allein in seinen Händen
Den Reichtum alles Rechtes hält,
Um an die Völker auszuspender
So viel, so wenig ihm gefällt.

Pestalozzi hofft bittend: „Vaterland, du erniedrigst dich nicht dahin, die gesetzliche Freiheit des Landes, d. i. des Volks und seine ihm von den Vätern anvertraute Würde, sein ihm von den Vätern angestammtes höheres als landständisches Recht, sein ihm von den Vätern angestammtes Freiheitsrecht in der innern Wahrheit seines Geistes und Wesens zu schwächen, um der Selbstsucht einiger weniger deiner Bürger zu fröhnen!“ Und Uhland fährt seinerseits fort:

Die Gnade fliesset aus vom Trone,
Das Recht ist ein gemeines Gut,
Es liegt in jedem Erdensohne,
Es quillt in uns wie Herzensblut:

Und wenn sich Männer frei erheben,
 Und treulich schlagen Hand in Hand,
 Dann tritt das inn're Recht ins Leben
 Und der Vertrag gibt ihm Bestand.

Dem entspricht nun auch die Schätzung des Mittelstandes, als des eigentlichen Hortes der Volkskraft. An seiner Erhaltung liegt alles, sein Niedergang ist das Versinken des nationalen Lebens. In voller Bitterkeit äussert sich Uhland in seiner „Wanderung“ über die politische Niederhaltung desselben:

Ich kam zum Bürgerhause,
 Gern denk ich dran zurück.
 Fern vom Parteigebräuse
 Blüht Tugend hier und Glück.
 Lebt häuslich fort, wie heute!
 Bald wird vom Belt zum Rhein
 Ein Haus voll guter Leute,
 Ja ein Gutleuthaus sein.

Und Pestalozzi legt seiner Zeit ans Herz: „Wir dürfen uns nicht verhehlen, es ist heute dringend, dass der Mittelstand, diese eigentliche ewige, sittliche und bürgerliche Grundfeste allen freien Verfassungen, als solcher wieder eine durch die Verfassung rechtlich gesicherte Stellung und den ehrenvollen und segensreichen öffentlichen Einfluss erhalten und behaupten könne, den er beim Ursprung unserer freien Staatsverfassungen im Vaterland allgemein gehabt hat.“

Wie die Sympathien, gehen aber auch die Antipathien bei beiden Männern übereinstimmend nach der gleichen Seite hin: gegen alle Loslösung vom Gemeinsinn, gegen alle Selbstsucht. So hat schon in seiner „Abendstunde eines Einsiedlers“ Pestalozzi seine Kritik gegen *Göthe* gewendet:

„Äussere und innere Menschenhöhe, auf der reinen Bahn der Natur gebildet, ist Vaterstand und Vatersinn gegen niedere Kräfte und Anlagen. Mensch in deiner Höhe, wiege den Gebrauch deiner Kräfte nach diesem Zweck: Vatersinn hoher Kräfte gegen die unentwickelte, schwache Herde der Menschheit.

„O Fürst in deiner Höhe! O *Göthe* in deiner Kraft!

„Ist das nicht deine Pflicht, o *Göthe*, da deine Bahn nicht ganz Natur ist?

„Schonung der Schwachheit, Vatersinn, Vaterzweck, Vateropfer im Gebrauch seiner Kraft, das ist reine Höhe der Menschheit.

„O *Göthe* in deiner Hoheit, ich sehe hinauf von meiner Tiefe, erzittere, schweige und seufze. Deine Kraft ist gleich dem Drang grosser Fürsten, die dem Reichsglanz Millionen Volkssegen opfern.“

Es geht sicher nicht auf *Göthe*, aber es geht aus ähnlicher Stimmung hervor, wenn Uhland in der „Wanderung“ von den Dichtern seiner Zeit sagt:

Ich schritt zum Sängerwalde,
 Da sucht' ich Lebenshauch;
 Da sass ein edler Skalde
 Und pflückt' am Lorbeerstrauch;

Nicht hatt' er Zeit zu achten
 Auf eines Volkes Schmerz,
 Er konnte nur betrachten
 Sein gross zerrissen Herz.

Eine charakteristische Parallele zu den Strophen Uhlands über Gelehrte und Geistliche

Ich ging zur hohen Schule,
 Da schöpft' ich reines Licht,
 Wo vom Prophetenstuhle
 Die wahre Freiheit spricht;
 Wo uns der Meister täglich
 Den innern Sinn befreit,
 Indess ihm selbst erträglich
 Der ird'sche Leib gedeiht.

— — — — —
 Ich ging zur Tempelhalle,
 Da hört' ich christlich Recht:
 Hier innen Brüder alle,
 Da draussen Herr und Knecht.
 Des Festesrede Giebel
 War: „Duck' dich, schweig' dabei!“
 Als ob die ganze Bibel
 Ein Buch der Könige sei.

liefern die „Nachforschungen“ Pestalozzis vom Jahr 1797:

Er. Wie äussert sich die Untreue am gesellschaftlichen Recht bei dem Gelehrten?

Ich. Durch Streit und Zank, vorzüglich aber durch das Hungergewäsch ihrer unbehelflichen Seelen.

Er. Wie heissen sie ihren Streit und Zank?

Ich. Eifer für Wahrheit und Recht.

Er. Und das Hungergewäsch ihrer unbehelflichen Seelen?

Ich. Geistesprodukt.

Er. Und die Geistlichen, wie äussern diese ihre Untreue am gesellschaftlichen Recht?

Ich. Durch Schlaf- und Herrschsucht, durch Einmischung und durch ihre alleruntertänigste Untertänigkeit.

Er. Wie heissen sie ihre Schlafsucht?

Ich. Ruhe in Gott.

Er. Und ihre Herrschsucht?

Ich. Königliches Priestertum.

Er. Und ihre Einmischung?

Ich. Heilige Pflichttreue.

Er. Und ihre alleruntertänigste Untertänigkeit?

Ich. Nachfolge eines Mannes, der zwar freilich der Ordnung der Welt bis in den Tod gehorsam war, aber seinen Rücken dennoch nie vor Unrecht, Anmassungen und Heuchelei bog.

Doch kehren wir zu Pestalozzis Buch „an die Unschuld“ zurück. Wenn irgend eine historisch-ethische Auffassung in demselben für Pestalozzi charakteristisch und doch zugleich bei ihm fast befremdlich erscheint, so ist es dass ihm das Bild Napoleons, dessen Schicksal eben damals sich endgültig entschied, als die Verkörperung und höchste Entfaltung der Selbstsucht erscheint, die der Kulturerhebung der Menschheit in den Weg tritt; nicht weniger als einen ganzen Bogen seines Buchs hat er dieser Darstellung gewidmet. Wir heben zur Orientirung folgende Stelle heraus:

„Buonaparte hat dem Weltteil über das Göttliche und über das Tierische des gesellschaftlichen Regierens und über das Göttliche und Tierische des gesellschaftlichen Gehorchens und selber auch über das Göttliche und Tierische des gesellschaftlichen Freiseins und Freiseinwollens ein Licht angezündet, wie, so lange der Weltteil bevölkert ist, noch keines auf demselben brannte. Der Weltteil sollte ihm einen Tempel bauen, kein Sonnenstrahl sollte in seine hohen Hallen eindringen, aber auf seinem Altar sollte ein ewiges Licht brennen, wie noch keines in einem hohen Tempel hochauflodernd brannte, und am Fussgestell des Altars sollten vom gleichen Feuer entflammt die Worte leuchten: *„Das ist Buonapartes Licht für den Weltteil!“* Der Streit der Welt, der ewige Krieg des gesellschaftlichen Zustandes, ist nichts anderes als der Hochkampf Buonapartes mit dem bessern, edlern Wesen der Menschennatur. Es ist nichts anderes als sein Hochkampf mit dem Recht der Menschennatur und der aus diesem Recht hervorgehenden Selbständigkeit des gesellschaftlichen Menschengeschlechts.“

Dieser Zeichnung Napoleons, als des gesellschaftlichen „Antichrist“ durch Pestalozzi gegenüber, erlauben wir uns einfach eine Stelle in Notters Biographie von Ludwig Uhland (Stuttgart 1863) beizusetzen, aus der sich die Parallele von selbst ergibt:

„Wahrhaftig notwendig zur Würdigung der Ballade *„des Sängers Fluch“* ist die Erklärung, welche ihr Verfasser selbst einem befragenden Freund über deren Entstehung gegeben. Wir bekennen offen, dass uns dieses Gedicht bis in die neueste Zeit minder angesprochen, ja in mancher Hinsicht geradezu zurückgestossen hat Alle hier angeführten Missstände aber verschwinden und die Ballade erhält eine hohe Bedeutung, wenn man, was uns erst nach Uhlands Tod aus dem Munde des erwähnten Freundes mitgeteilt wurde, erfährt, dass jene zur Zeit von Deutschlands Knechtung entstandene Dichtung unter dem König der „an Land und Siegen reich auf seinem Trone gesessen so finster und so bleich“, den damaligen französischen Kaiser, in dem jungen Sänger die von jenem unterdrückte Freiheit, in dem alten Sänger, dem Meister des Jünglings, das Volk habe bezeichnen wollen. Indem so auf bestimmte, furchtbare Verhältnisse hingewiesen wird (man denke sich z. B. die Entstehung des Gedichtes

etwa nach der Erschiessung Palms!¹⁾, bekommt die vorher ganz unmotiviert dastehende und daher fast auf einen noch etwas knabenhaften Darsteller deutende Atrocität des Tyrannen ein ganz anderes Aussehen. Die etwaige Übertreibung wird dem Dichter, der im Namen seines zertretenen Vaterlandes spricht, nachgesehen; die Wahl des hohen Gegenstandes, von welchem die beiden Sänger singen, bekommt eine sehr naheliegende Begründung; der auf Napoleon nicht passende Zug der Eifersucht auf die Königin erhält als Vorkehr, um die Augen der französischen Spürerei abzulenken, Entschuldigung²⁾; und scheint es endlich bei all' dem, dem Dichter sei das, was ursprünglich eine Allegorie sein sollte, unter der Hand doch zu einem, wenigstens halb und halb selbständigen Gedicht geworden, so bleibt gleichwohl jener grossartige Grundzug immer stehen und verleiht dem Ganzen eine besondere Weihe. Denkt man z. B. daran, dass Napoleon sich heiss nach einem ihn feienden Dichter seines Volkes sehnte, einen solchen aber unter dem jeden Geistesschwung lähmenden Despotismus auf keine Weise zu erlangen vermochte, so werden folgende Strophen besonders bedeutungsvoll, und passen sehr in den Mund eines Sängers deutscher Nation, für welche damals, dem riesigen Glück jenes Mannes gegenüber, fast nichts übrig gelassen war — nichts als der zürnende Glaube an eine Zukunft, wie sie hier verkündet wird:

Weh euch, ihr stolzen Hallen, nie töne süsser Klang
Durch eure Räume wieder, nie Saite noch Gesang!
Nein! Seufzer nur und Stöhnen und scheuer Sklavenschritt,
Bis euch zu Schutt und Moder der Rachegeist zertritt!

Weh dir, verfluchter Mörder, du Fluch des Sängertums,
Umsonst sei all' dein Ringen nach Kränzen blut'gen Ruhms!
Dein Name sei vergessen, in ew'ge Nacht getaucht,
Sei wie ein letztes Röcheln, in leere Luft verhaucht.“

Es war uns nicht darum zu tun, eine völlige Gleichheit der Anschauungen zu konstatiren; nie könnten zwei so selbständige Naturen, wie Pestalozzi und Uhland, gegenseitige Kopien sein! Aber es scheint uns auch nicht nötig, die Verschiedenheiten in der Auffassung besonders hervorzuheben; der Leser mag dies Geschäft selbst besorgen und wird, wenn er es tut, vielleicht einen nicht unwichtigen Beitrag zur Charakteristik Uhlands wie Pestalozzis erhalten. Da-

¹⁾ 2. August 1806; Uhland war damals erst 19 Jahre alt. In der Holland'schen Ausgabe „Uhlands Gedichte und Dramen“ (Stuttgart 1863) ist 1814 als Entstehungsjahr bezeichnet und der Herausgeber bemerkt in der Vorrede ausdrücklich: „Die Jahreszahl der Entstehung habe ich den Gedichten nach den *eigenhändigen Aufzeichnungen Uhlands* beigefügt.“ Dann ist aber Uhlands Gedicht im selben Jahr entstanden, in welchem P. an dem Buch „an die Unschuld“ schrieb.

²⁾ Vielmehr: die Königin repräsentirt das auf dem Tron menschlich empfänglich gebliebene Herz. Wer denkt übrigens in solchem Zusammenhang nicht an Napoleons erste Gemahlin, die Kaiserin Josephine, deren nach der Scheidung von Napoleon erblasstes Bild eben damals durch ihren am 29. Mai 1814 erfolgten Tod wieder mehr hervortreten mochte?

gegen schien es uns einiges Interesse zu haben zu zeigen, dass es Verhältnisse gibt, in denen ächte Menschen, durchgebildete Charaktere von den verschiedensten Temperamenten aus ähnlich fühlen und denken.

Solche ächte Menschen waren Uhland und Pestalozzi. Sich in sich selbst zurückziehend der eine, vielfach unverstanden der andere, ragen sie mit ihrer Denkart über die Augenblicksstimmungen ihrer Zeit in innerer Freiheit empor. Aber eben darum ist ihr Edelstes unvergängliches Gut der Menschheit. Darum schaute trotz allem, was sie von ihnen trennte, schon die Mitwelt mit Verehrung zu ihnen empor. Darum sind sie auch für die Nachwelt leuchtende und leitende Sterne geworden. Im Blick auf die Gegenwart fragen wir uns wohl gelegentlich (wie die alten Schinznacher in Bezug auf Karl den Kühnen und Herzog Leopold): Wie geschäh' uns lieben Brüder, wenn die Beiden kämen wieder? Doch das ist eben das Eigentümliche solcher ächten Menschen, dass sie bei allen Erfahrungen an den Menschen den Glauben an die Menschheit nicht verlieren. Was sie sagen würden, wenn sie wiederkämen? Wir glauben nicht nur Uhlands, sondern Beider Gesinnung drücke das schöne Wort des menschlich weit und edelfühlenden Dichters aus:

Nicht rühmen kann ich, nicht verdammen,
Untröstlich ist's noch allerwärts,
Doch sah ich manches Auge flammen
Und klopfen hört' ich manches Herz.

Hz.

Pestalozzis Brief an Frau von W. in F.¹⁾ 1811.

(Aus Niederers Pestalozzischen Blättern 1829. S. 60)

Den 8. Jänner 1811.

Gnädige Frau!

Es macht mir grosse Lücke in Yverdon, dass Sie nicht mehr da sind. Ihr Dasein fiel zwar in die traurigsten Tage meines hiesigen Daseins, desto grösser aber war mir die Wohltat Ihrer Freundschaft. Ich lebte in Tagen, die mir das Herz zerrissen, dennoch frohe und glückliche Stunden in Ihrer Gegenwart. Sagen Sie, gnädige Frau, kennen Sie etwas Traurigeres, als wenn Leute, die einen Dritten für einen grossen Mann hielten, und nun aber finden, dass er klein ist, ihm dann wie Frösche auf die Schultern springen und das Geräth von seiner Kleinheit neben seinen Ohren von diesen herabquaken. Liebe Frau v. W., ich bin so froh wenn es allen Fröschen wohl geht, und lasse sie so gerne in der Freude ihres Hüpfens auch über mich quaken was sie nur wollen, wenn sie mir dieses nur nicht zu nahe an den Ohren treiben. Ich habe wahrlich lange vor ihrem Geschrey schon gewusst, dass ich klein bin, ich habe es auch mit menschlichen

¹⁾ Es ist uns nicht gelungen den Namen der Adressatin herauszufinden. Nichts destoweniger denken wir, dass der Brief sowohl durch Inhalt und Ton, als weil er aus kritischer Zeit (bei Beginn der literarischen Fehden gegen das Institut und nach dem Weggang Muraltis und Schmidts) stammt, auch jetzt noch Interesse wecke.